

PANINI BOOKS

AUSSERDEM BEI PANINI ERHÄLTLICH

VON SHANNON CHAKRABORTY

DIE ABENTEUER DER PIRATIN AMINA AL-SIRAFI

ISBN 978-3-8332-4396-7

DIE DAEVABAD-REIHE

Band 1: DIE STADT AUS MESSING

ISBN 978-3-8332-4099-7

Band 2: DAS KÖNIGREICH AUS KUPFER

ISBN 978-3-8332-4177-2

Band 3: DAS IMPERIUM AUS GOLD

ISBN 978-3-8332-4273-1

Band 4: DER FLUSS AUS SILBER

ISBN 978-3-8332-4330-1

Nähere Infos und weitere phantastische Bände unter:

paninishop.de/phantastik/

S. A. Chakraborty

DER
FLUSS
AUS
SILBER

Geschichten aus Daevabad

*Ins Deutsche übertragen von
Kerstin Fricke*

PANINI BOOKS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über [hiip://dnb.d-nb.de](http://dnb.d-nb.de) abrufbar.



Copyright © 2023 by Shannon Chakraborty. All rights reserved.

Titel der englischen Originalausgabe: »*The River of Silver*«
by S. A. Chakraborty, published 2022 by Harper Voyager
an imprint of HarperCollins Publishers LLC, New York, USA.

Designed by Paula Russell Szafranski
Interior ornaments © Fine Art Studio/Shutterstock.com

Deutsche Ausgabe 2023 Panini Verlags GmbH,
Schloßstr. 76, 70176 Stuttgart.
Alle Rechte vorbehalten.

Geschäftsführer: Hermann Paul
Head of Editorial: Jo Löffler
Head of Marketing: Holger Wiest
(E-Mail: marketing@panini.de)
Presse & PR: Steffen Volkmer

Übersetzung: Kerstin Fricke
Lektorat: Mona Gabriel
Umschlaggestaltung: tab individuell, Stuttgart
Satz und E-Book: Greiner & Reichel, Köln
Druck: GGP Media GmbH, Pößneck
Gedruckt in Deutschland

YDCHAK004

1. Auflage, Juni 2023,
ISBN 978-3-8332-4330-1

Auch als E-Book erhältlich:
ISBN 978-3-7569-9991-0

Findet uns im Netz:
www.paninicomics.de



PaniniComicsDE

INHALT

Anmerkung der Autorin 8

Manizheh	11
Duriya	32
Hatset	47
Muntadhir	69
Jamshid	89
Dara	100
Jamshid	108
Ali	133
Der Kundschafter	154
Nahri	170
Ali	194
Zaynab	207
Muntadhir	227

Alternativer Epilog zu »Das Imperium aus Gold«	241
Nahri	266

Dank	283
Auszug aus »Die Abenteuer von Amina Al-Sirafi«	285
Über die Autorin	300

*Für meine Leserinnen und Leser.
Ohne euch wäre das alles nicht möglich gewesen.*

ANMERKUNG DER AUTORIN

Obwohl es über zehn Jahre her ist, erinnere ich mich noch genau an den Tag, an dem ich das, woraus einmal *Die Stadt aus Messing* werden sollte, in Brooklyn erstmals meiner Schreibgruppe vorstelle. Ich war neu in der Gruppe, hatte gerade erst mit dem Schreiben angefangen und noch nie zuvor auf der Couch einer mir fremden Person gesessen, um etwas vorzustellen, das mir sehr am Herzen lag. Und so berichtete ich von der Art Manuskript, von der ich dachte, dass epische Fantasy so aussehen müsse: eines, das wenigstens ein Dutzend verschiedene Figuren und ihre Perspektiven enthält, mehrere Reisen kreuz und quer durchs Land sowie zahllose verschiedene Städte, Dörfer und ausgedehnte magische Gebiete, für die ich seitenweise detaillierte Hintergründe, Zusammenfassungen der Geschichte und umfangreiche Beschreibungen parat hatte.

Damit stieß ich auf einiges an Ablehnung.

Es gibt bestimmte epische Fantasygeschichten, für die derartige Erkundungen erforderlich sind, sagten sie, aber im Grunde genommen sollte es bei *Die Stadt aus Messing* doch um Nahris und Alis Lebenswege gehen. Um eine junge Frau, die aus allem, was sie kennt, herausgerissen wird und sich gezwungen sieht, ihr Leben wieder und wieder neu aufzubauen – und bei diesem Überlebenskampf eine grimmige Kraft in sich entdeckt, für ihr Volk und ihr Glück zu kämpfen. Es geht um einen jungen Mann, der sich darum bemüht, seinen Glauben und seine Vorstellungen von Gerechtigkeit mit der Realität der Unterdrückung in der Stadt, die er liebt, in Einklang zu bringen – und dabei wird er das Ende der

Herrschaft seiner Familie herbeiführen. Ich wollte diese beiden Personen in einer vollständig ausgeformten Welt inmitten von diversen Freunden und Familienmitgliedern darstellen. Dabei sollten die Personen, die sie lieben oder hassen, jeweils ihre eigenen Geschichten, Eigenheiten und Absichten haben. Trotzdem beschloss ich schon sehr früh, dass sich diese spezielle Geschichte auf Nahri und Ali und später auch auf Dara konzentrieren sollte.

Allerdings waren mir auch meine Nebenfiguren ans Herz gewachsen, und ich glaubte fest daran, dass man beim Schreiben organisch vorgehen und seine Geschichten wachsen und atmen lassen muss. Daher unternahm ich im Verlauf der Arbeit an der Trilogie mehrere parallele Missionen mit namenlosen Kundschaftern und beschrieb Muntadhirs und Jamshids Beziehung in ihren eigenen Worten, sah Zaynab als Anführerin der Rebellen aufsteigen und erkundete Daras Jugend in einem viel früheren Daevabad. Ich habe Szenen geschrieben, die mein Verständnis der Bücher vertieften, selbst wenn ich daraus nur eine Zeile oder ein Gefühl übernahm. Sie waren meine Art der Forschungsnotizen, wenngleich ich nie vorhatte, sie zu veröffentlichen.

Dann kam die Pandemie. Ohne zu genau auf meine persönlichen Erfahrungen einer Krise einzugehen, die noch lange nicht vorbei ist, belassen wir es einfach dabei, dass ich in den ersten Monaten rein gar nichts schreiben konnte. Die Welt stand in Flammen, meine Familie brauchte mich, und ich sollte auch noch *kreativ werden?* In dem verzweifelten Versuch, wenigstens irgendwelche Worte aufzuschreiben, kehrte ich zu meinen alten Szenen aus Daevabad zurück. Die Arbeit an etwas Vertrautem, das bereits in Teilen stand, noch dazu in einer Welt, die ich liebte und in- und auswendig kannte, erwies sich als sehr viel weniger furchterregend, als vor den leeren Seiten eines neuen Projekts zu sitzen. Nach und nach kehrten die Worte zu mir zurück, daher ging ich weiter und malte mir das Leben meiner Figuren nach dem Ende von *Das Imperium aus Gold* aus und lange vor den Ereignissen, mit denen *Die Stadt aus Messing* anfängt.

Einige dieser Geschichten können Sie jetzt lesen. Sie sind in chronologischer Reihenfolge angeordnet und verfügen jeweils über

eine kurze Einleitung, die sie im Kontext der Trilogie einordnet. Ich hoffe sehr, dass Ihnen diese kurze Rückkehr nach Daevabad ebenso viel Spaß macht, wie sie mir bereitet hat, und ich werde Ihnen auf ewig dankbar dafür sein, dass Sie meinen Büchern eine Chance gegeben haben.

Mögen die Feuer hell für Sie brennen!

Shannon Chakraborty



Diese Szene spielt einige Jahrzehnte vor den Ereignissen aus Die Stadt aus Messing und enthält Spoiler für die ersten beiden Romane.

Ihr Sohn war wunderbar.

Manizheh fuhr Jamshids winzige Ohren nach, betrachtete voller Wonne sein perfektes kleines Gesicht. Obwohl er gerade mal eine knappe Woche alt war, schimmerte in seinen schwarzen Augen bereits ein feuriger Dunst. Sein kleiner Körper war warm und weich und lag sicher und geschützt in ihren Armen. Dennoch drückte Manizheh ihn fester an sich, als sie das Zelt verließ. Es war zwar Frühling, doch er hatte gerade erst angefangen. Daher erwiesen sich die Vormittage in Zariaspa oftmals als recht frisch.

Das Tal, das sich vor ihr ausbreitete, leuchtete im frühen Morgenlicht, und hier und da blitzte rosa- und lilafarbener Klee zwischen den langen Grashalmen auf. Vorsichtig trat sie über herumliegende Steine und zerbrochene Ziegel hinweg. Kaveh und sie hatten ihr Zelt in einer der vielen vergessenen Menschenruinen aufgebaut, die man hier überall in der Landschaft fand, wenngleich von diesen Hinterlassenschaften kaum mehr als einige Bogen und eine gedrungene, mit Diamantenmuster verzierte Säule übrig geblieben waren, sodass man sie kaum noch vom felsigen Hang unterscheiden konnte. Doch im Gehen fragte sich Manizheh, was

sich hier wohl einst befunden haben mochte. War dies ein Schloss gewesen, das Heim von Königen, in dem andere nervöse frischgebackene Eltern lebten und sich Sorgen wegen der Welt machten, in die sie ein Kind von edlem Blut gesetzt hatten?

Abermals blickte Manizheh auf ihren Sohn hinab. Ihren Jamshid. Das war ein königlicher Name, der wie so viele ihrer Namen schon vor langer Zeit von den Menschen entliehen worden war – was die meisten Daeva niemals zugegeben hätten. Doch Manizheh war als Nahid ausgebildet worden und hatte Dinge gelernt, die anderen verboten waren. Jamshid war der Name einer Legende und eines Königs. Ein optimistischer Name, der aus dem letzten Funken Hoffnung in ihrer Seele stammte.

»Dieser Platz ist mir der liebste auf der Welt«, sagte sie leise, während Jamshids Augenlider flatterten, da sich das Baby satt getrunken hatte und müde war. Sie legte sich seinen Kopf auf die Schulter und atmete den süßen Duft seiner Haut ein. »Du wirst hier so viele Abenteuer erleben. Dein Baba wird dir ein Pony schenken und dann kannst du alles nach Lust und Laune erkunden. Und ich möchte, dass du alles erkundest, mein Schatz«, flüsterte sie. »Ich möchte, dass du erkundest, dass du träumst und dich an einem Ort verlierst, an dem niemand über dich wacht. An dem dich niemand einsperrt.«

An dem Ghassan dir nicht wehtut. Weil er nie von dir erfahren wird.

Denn wenn es eines gab, dessen sie sich in Bezug auf die Zukunft ihres Kindes sicher war, dann dass Ghassan niemals von Jamshids Existenz erfahren durfte. Allein bei diesem Gedanken wurde Manizheh ganz flau vor Angst, dabei war sie keine Frau, die sich leicht fürchtete. Ghassan würde Kaveh töten, daran bestand für sie kein Zweifel, und zwar auf die langsamste und grausamste Art und Weise, die ihm einfiel. Er würde Rustam bestrafen und das brechen, was vom traumatisierten Geist ihres Bruders noch übrig war.

Und Jamshid ... Ihr Verstand wollte sich gar nicht erst ausmalen, was Ghassan ihm antun würde. Wenn Jamshid Glück hatte, würde sich Ghassan damit zufriedengeben, ihn dasselbe grässliche

Schicksal durchleiden zu lassen, dem sie und Rustam unterworfen gewesen waren: Ein Leben als Sklaven in der Krankenstube des Palastes, das sie tagtäglich daran erinnerte, dass man ihre Familie längst ausgelöscht hätte, wenn ihr Nahid-Blut sie nicht so überaus nützlich machen würde.

Allerdings bezweifelte sie, dass ihr Sohn solches Glück haben würde. Manizheh hatte mit angesehen, wie die Jahre Ghassan härter machten, bis er zu einem Spiegelbild seines tyrannischen Vaters geworden war. Vielleicht war Manizheh eine stolze Närrin gewesen, weil sie Ghassan das verwehrte, was er sich am sehnlichsten wünschte. Möglicherweise wäre es besser gewesen, ihre Familien und Stämme zu vereinen, sich bei einer königlichen Hochzeit ein Lächeln abzuringen und in seinem Bett im Dunkeln die Augen zukneifen. Dann würde ihr Volk jetzt eventuell aufatmen und ihr Bruder nicht ständig zusammenzucken, nur weil irgendjemand eine Tür etwas zu laut schloss. War das denn nicht die beste Wahl für so viele Frauen, und mehr, als sie sich erhoffen konnten?

Dennoch hatte sich Manizheh dagegen entschieden. Stattdessen hatte sie Ghassan auf die intimste Weise betrogen, die ihr nur möglich war, und Manizheh wusste ganz genau, dass Kaveh und sie teuer dafür bezahlen würden, falls sie jemals aufflogen.

Sie drückte einen Kuss auf den weichen Haarflaum, der von Jamshids Kopf abstand. »Ich werde zu dir zurückkehren, mein Kleiner, das verspreche ich dir. Und wenn ich das tue ... dann hoffe ich, dass du mir vergeben kannst.«

Jamshid regte sich im Schlaf und gab ein leises Geräusch von sich, bei dem sich Manizhehs Brust vor Trauer zusammenschnürte. Sie schloss die Augen und versuchte, sich jede Einzelheit dieses Augenblicks einzuprägen. Sein Gewicht in ihren Armen und seinen süßen Duft. Die Brise, die säuselnd durch das Gras wehte, und die kühle Luft. Sie wollte sich daran erinnern, wie es war, ihren Sohn in den Armen zu halten, bevor sie ihm das alles nehmen musste.

»Manu?«

Beim Klang von Kavehs zögerlicher Stimme erstarrte Manizheh und ihre Gefühle waren erneut im freien Fall. Kaveh. Ihr Partner und Mitverschwörer, seitdem sie sich als Kinder hinausgeschlichen

hatten, um Pferde zu stehlen und durch das Land zu streifen. Ihr engster Freund und später ihr Liebhaber, als ihre Neugier und ihre Teenagersehnsüchte in zaghafte Berührungen und gestohlene Momente übergingen.

Eine weitere Person, die sie verlieren würde. Manizheh hatte ihren Besuch in Zariaspa bereits um drei Monate überzogen und Ghassans Briefe, in denen er ihre Rückkehr anordnete, geflissentlich ignoriert. Es hätte sie überrascht, wenn der König nicht längst in Erwägung zog, sie von Soldaten nach Hause holen zu lassen. Eines stand fest: Sie würde Daevabad nie wieder verlassen dürfen. Jedenfalls nicht, solange Ghassan an der Macht war.

Der Ring, rief sie sich in Erinnerung. *Solange du den Ring hast, gibt es noch Hoffnung*. Doch ihr Kindheitstraum, den schlafenden Afshin-Krieger aus dem Sklavenring zu befreien, den sie und Rustam vor so langer Zeit gefunden hatten, erschien ihr heute als genau das: als ein Traum.

Kaveh sprach weiter. »Ich habe alles vorbereitet, worum du gebeten hast. Bist du ... Geht es dir gut?«

Manizheh wollte lachen. Sie wollte weinen. Nein, es ging ihr nicht gut. Sie drückte das Baby fester an sich. Es kam ihr schlichtweg unmöglich vor, es loszulassen. Sie wollte den Schöpfer anschreien. Sie wollte in Kavehs Armen zusammenbrechen. Zur Abwechslung sehnte sie sich danach, dass *ihr* einmal jemand sagte, alles würde wieder gut werden. Sie wollte nicht länger die Banu Nahida sein, die Göttin, der keine Schwäche gestattet wurde.

Aber ihrer Rolle konnte sie nun mal nicht entkommen. Selbst für Kaveh war sie immer zuallererst seine Nahid und erst danach seine Geliebte und seine Freundin, und sie würde seinen Glauben daran jetzt nicht erschüttern. Daher sorgte sie dafür, dass ihre Stimme ruhig klang und ihre Augen trocken waren, als sie sich zu ihm umdrehte.

Ihm stand der Schmerz ins Gesicht geschrieben. »Du siehst wunderschön aus mit ihm in den Armen«, flüsterte Kaveh, in dessen Stimme Ehrfurcht und Schmerz mitschwangen. Er trat näher und betrachtete ihren schlafenden Sohn. »Bist du dir auch wirklich sicher?«

Manizheh strich Jamshid über den Rücken. »Das ist die einzige Möglichkeit, um zu verbergen, wer er wirklich ist. Wenn wir das jetzt nicht tun, wird er ansonsten seine Ammen heilen und dafür sorgen, dass sich seine aufgeschürften Knie im Handumdrehen schließen.«

Kaveh warf ihr einen unsicheren Blick zu. »Und falls er diese Fähigkeiten eines Tages brauchen sollte?«

Das war eine gerechtfertigte Frage. In ihren Armen sah Jamshid so winzig und zerbrechlich aus. Es gab so viele Krankheiten und Flüche, die ihn befallen konnten. Er konnte vom Pferd fallen und sich das Genick brechen. Oder er trank aus einem der vielen mit Eisen vergifteten Flüsse, die durch die dichten Wälder Zariaspas strömten.

Allerdings waren all diese Risiken weitaus weniger schlimm als das, was ihm drohte, wenn er als Nahid erkannt wurde.

Es ist schon erstaunlich, dass man den Tod einem Leben in Daevabad vorziehen konnte.

»Ich weiß nicht, was wir sonst tun sollen, Kaveh«, gab sie zu, während sie zusammen zurück ins Zelt gingen. Der Feueraltar schwelte in der Ostecke. »Ich hoffe sehr, dass ich eines Tages in der Lage sein werde, das Mal zu entfernen, aber dieser Tag ist noch lange nicht angebrochen. Offen gesagt ist diese Magie derart alt und unerforscht, dass ich nicht einmal genau sagen kann, ob sie funktionieren wird.«

»Woher werden wir wissen, ob es geklappt hat?«

Manizheh blickte auf ihren Sohn hinab und fuhr ihm mit einem Finger über das winzige, zusammengezogene Gesicht. Sie versuchte sich auszumalen, wie er mit drei Monaten aussehen würde. Oder wenn er drei Jahre alt war. Oder dreizehn. Weiter mochte sie gar nicht denken. Sie wollte nicht wirklich wahrhaben, dass sie ihn nicht aufwachsen sehen würde.

»Wenn es funktioniert, werde ich nicht in der Lage sein, seinen Schmerz zu lindern«, erklärte sie. »Und dann wird er anfangen zu schreien.«

* * *

Drei Wochen, nachdem sie ihr Baby zum letzten Mal in den Armen gehalten hatte, stand Manizheh im Thronsaal in Daevabad.

»Denn es war nun einmal so ...«, beendete sie ihre erfundene Erklärung und rang nach einer Ausrede dafür, dass sie über mehrere Monate in Zariaspa aufgehalten worden war. »Meine Experimente waren zu jener Zeit viel zu aussichtsreich, als dass ich sie aufgeben konnte. Ich musste bleiben und sie zu Ende bringen.«

Einen sehr langen, angespannten Moment war es derart still im Raum, dass man eine Stecknadel hätte fallen hören können. Dann richtete sich Ghassan mit wutentbrannter Miene auf seinem Thron auf.

»Eure Experimente?«, wiederholte er. »Ihr seid in Zariaspa geblieben und habt meine Bitten und Boten ignoriert, um Eure Experimente fortzusetzen? Meine Frau, Eure Königin, ist aufgrund Eurer *Experimente* tot?«

Saffiyeh war nie meine Königin. Aber Manizheh wagte es nicht, das laut auszusprechen. Stattdessen zwang sie sich, ruhig stehen zu bleiben und das Schwanken zu unterdrücken. Ihre Beine und ihr Rücken schmerzten von dem langen Ritt, ihre Brüste waren geschwollen, weil der Milchfluss einfach nicht aufhören wollte, und der leichteste Druck der Wickel und Kohlblätter, die sie sich unter das Gewand gestopft hatte, um ihren Zustand zu verbergen, tat derart weh, dass ihr die Tränen kamen.

Doch sie gab sich die größte Mühe, all das zu ignorieren, und antwortete: »Ich habe Eure Nachrichten nicht rechtzeitig erhalten.« Manizheh war zu geschwächt und innerlich zu zerbrochen, als dass ihre Worte aufrichtig klingen konnten; sie hörte selbst, wie ungemein gefühllos sich ihre Erwiderung anhörte. »Andernfalls wäre ich früher zurückgekehrt.«

Ghassan starrte sie an, und man sah ihm an, dass er sich verraten fühlte. In seiner Miene stand aufrichtige Trauer, eine Emotion, die Manizheh seit sehr langer Zeit nicht mehr bei ihm bemerkte. Mit jedem Jahrzehnt als Tyrann von Daevabad zeigte er weniger Gefühle, und es war, als würde ihm die Herrschaft über die Stadt jegliche Wärme aus dem Herzen entziehen.

Sie empfand keinerlei Mitleid mit ihm. Ghassan hatte sie ergrifen lassen – nun, selbstverständlich nicht im wörtlichen Sinne, denn selbst der König scheute davor zurück, andere dazu zu zwingen, sie anzufassen. Jedenfalls war sie von Soldaten umringt worden, die sie zwangen, vom Pferd zu steigen, kaum dass sie am Daeva-Tor eingetroffen war. Daraufhin lief sie zu Fuß durch das gesamte Viertel ihres Stammes zum Palast. Manizheh hatte dies getan und versucht, dabei den Kopf hoch erhoben zu halten und die Tatsache zu verbergen, dass sie nach Atem rang, weil sich die Straße die Hügel von Daevabad hinaufschlängelte. Ihr Volk hatte all das mit angesehen, mit verängstigten Gesichtern aus Fenstern und Türspalten gelugt, und Manizheh konnte nicht zulassen, dass Daeva sie straucheln sahen. Sie war ihre Banu Nahida, ihr Licht. Das war ihre Pflicht.

Als sie am Palast eintraf, den ihre Ahnen einst erbaut hatten und dessen Steine für sie sangen, war sie vollkommen am Ende. Ihre Kleidung war verschmutzt, ihr Kleid zerrissen und mit Schlamm bedeckt. Ihr Tschador war ihr auf die Schultern gerutscht und enthüllte ihr zerzaustes Haar und ihre mit Asche beschmierte Stirn. So war sie in den Thronsaal geführt worden, den heiligen Ort, an dem sich früher der Nahid-Rat zusammengefunden hatte.

Sie fragte sich, was ihre Vorfahren wohl denken würden, wenn sie sie jetzt so sehen könnten, wie sie unordentlich und schmutzig vor dem ihrer Familie geraubten Thron stand und man von ihr erwartete, dass sie sich vor den Nachfahren der Dschinn, die ihre Ahnen abgeschlachtet hatten, in den Staub warf.

Es wäre sehr weise, sich zu entschuldigen. Genau das erwartete Ghassan von ihr, wie Manizheh nur zu gut wusste. Sie hatte ihn gedemütigt. Der Hof von Daevabad war grausam und selbst seine Herrscher blieben nicht vor dem Klatsch der Höflinge verschont. Manizheh hatte dafür gesorgt, dass er schwach wirkte. War der furchterregende König von Daevabad wirklich derart mächtig, wenn ihm seine eigene Nahid trotzen konnte? Wenn diese Missachtung sogar den Tod seiner Frau zur Folge hatte? Manizheh bedauerte aufrichtig, dass Saffiyeh gestorben war. Ihr hatte sie nie feindselig gegenübergestanden, sondern vielmehr gehofft, Ghassan

würde nach seiner Hochzeit sein Verlangen nach ihr aufgeben. Es hätte Manizheh rein gar nichts außer ein wenig Stolz gekostet, sich bei ihm zu entschuldigen, und eine gute Heilerin, die den unnötigen Verlust eines Lebens bereute, hätte das vermutlich auch getan.

Aber Manizheh hielt Ghassans Blick stand und war sich deutlich bewusst, dass der gesamte Hof sie anstarnte. Sein Qaid Wajed, ebenfalls ein Geziri-Dschinn. Sein Ayaanle-Großwesir. Obwohl Ghassan großspurig behauptete, die Beziehungen zwischen den Daeva und den Dschinn-Stämmen verbessern zu wollen, befand sich unter all jenen, die Manizheh nun beäugten, kein einziger Daeva. Zudem wirkten diese Dschinn auch gar nicht, als würden sie trauern. Sie kamen ihr eher begierig vor. Hungrig. Alle schienen zu frohlocken, dass eine hochnäsige »Feueranbeterin« an ihren Platz verwiesen wurde.

Wir sind besser als ihr. Ich bin besser als ihr. Nicht zum ersten Mal war Manizheh versucht, dem in ihr tobenden Zorn nachzugeben. Wahrscheinlich wäre sie in der Lage gewesen, der Hälfte der Männer, die sie gerade höhnisch angrinsten, die Knochen zu brechen, um dann die Decke einstürzen zu lassen, damit alle darunter begraben wurden.

Doch sie war in der Unterzahl und wusste zudem genau, dass jeder Daeva in der Stadt für eine solche Tat mit dem Tod büßen müsste. Zuerst würde man sie mit den Waffen jedes noch lebenden Mannes attackieren, um danach Rustam und im Anschluss Nisreen, ihre treueste Freundin und Assistentin, hinzurichten. Die Priester im Tempel und die Kinder in der Schule wären die Nächsten. Das Blut der Unschuldigen würde ihr Viertel schwarz färben.

Daher senkte Manizheh den Blick. Aber sie entschuldigte sich nicht. »Sind wir hier fertig?«, fragte sie stattdessen eisig.

Ghassans Wut war nicht zu überhören. »Nein. Aber Ihr werdet zweifellos in der Krankenstube von all den anderen Patienten gebraucht, die Ihr im Stich gelassen habt. Hinfert mit Euch.«

Hinfert mit Euch. Der erniedrigende Befehl hallte in ihr wider. Manizheh drehte auf dem Absatz um.

Ghassan war jedoch noch nicht fertig. »Ihr werdet diesen Palast

nie wieder verlassen«, erklärte er ihrem Rücken. »Wir wünschen nicht, dass Euch etwas zustößt.«

Ihre Hände brannten vor Magie. Nur ein Fingerschnippen. Würde es ausreichen, um seine Schädelknochen zu zertrümmern?

Sie straffte die Schultern und entspannte die Hände. »Verstehe.«

Klatsch hallte über die Köpfe hinweg, als sie sich einen Weg durch die Menge zur Tür bahnte. Die metallfarbenen Augen der Dschinn musterten sie feindselig und vorwurfsvoll. Sie hörte, wie sie als herzlose Hexe bezeichnet wurde. Als eifersüchtig und grausam. Als eingebildet. Als Schlampe.

Als Feueranbeterin.

Manizheh hielt den Kopf hoch erhoben und trat durch die Tür.

Außerhalb des Thronsaals wurde es allerdings nicht einfacher. Mitten am Tag wimmelte es im Palast von Sekretären und Ministern, Adligen und Gelehrten. Ihr schmutziger Tschador hing noch immer auf ihren Schultern, daher erkannte man Manizheh auf den ersten Blick, und sie mochte sich gar nicht ausmalen, wie schlimm sie aussehen musste, während sie schmutzig und ohne Eskorte durch den Palast marschierte, nachdem sie von ihrem rechtmäßigen, gläubigen König gemäßregelt worden war. Der Lärm im Korridor erstarb und alle blieben stehen und starrten sie an.

Zwei Daeva auf der anderen Seite des Flurs kamen mit besorgten Mienen auf sie zu. Manizheh sah ihnen in die Augen und schüttelte leicht den Kopf. Die beiden konnten ihr nicht helfen und sie wollte keinen aus ihrem Stamm in noch größere Gefahr bringen. Stattdessen stellte sie sich dem Geflüster allein. Sie sei eiskalt, zischten die Leute. Sie sei böse. Sie hätte Saffiyeh, die Güttigste aller Königinnen, im Grunde genommen ermordet, nur um in Ghassans Bett zurückkehren zu können.

Das Brennen ging auf ihre Arme und ihren Hals über. Vor Manizhehs Augen verschwamm alles. Sie konnte jeden Stein spüren, jeden Tropfen Nahid-Blut, der an diesem Ort vergossen worden war. Wussten die anderen überhaupt, wie viel sie und ihr Volk geopfert hatten, damit die Dschinn jetzt hier stehen und über sie urteilen konnten?

Natürlich nicht.

Da sie sich bewusst war, dass die Palastmagie ihren Zorn einfach übernehmen und daraus etwas erschaffen würde, das sie bereuen würde, wenn sie sich nicht rasch wieder beruhigte, hielt Manizheh schwer atmend auf den ersten Eingang zum Garten zu, an dem sie vorbeikam. Sie schien den Wachmann zu erschrecken, der bei ihrem Anblick zusammenzuckte, sich jedoch rechtzeitig erholte, um die Tür zuzuknallen und zu verriegeln, kaum dass Manizheh hinausgegangen war.

Manizheh sackte mit dem Rücken gegen die Steinmauer und schlug die Hände vors Gesicht. Ihr tat der ganze Körper weh. Auch ihre Seele schmerzte. Sie fühlte sich leer und ausgebrannt, als sei nichts als eine Hülle mehr übrig. Alles, was sie in der Finsternis ihrer Gedanken sehen konnte, waren Jamshid und Kaveh, so wie sie die beiden verlassen hatte: Der Mann, den sie liebte, hielt ihr gemeinsames verbotenes Kind in den Armen und stand inmitten von Ruinen und Frühlingsblumen. Sie hörte noch immer Jamshids Weinen, als sie ihm das Mal auf die Schulter tätowiert und ihm so sein Erbe genommen hatte. Dieses Geräusch hallte seit ihrer Abreise in ihren Ohren wider. Hicksende Schreie und gedämpftes Schluchzen, wieder und immer wieder.

Auf einmal erstarrte Manizheh. Das war nicht etwa die Erinnerung an Jamshids Weinen, das sie da hörte. Vielmehr weinte dort in dem üppigen Grün ein anderes Kind.

Sie zögerte. Dies war die verwilderte Ecke des Gartens, die seit Jahrhunderten sich selbst überlassen blieb und nun praktisch einem wilden Dschungel glich. Die hoch aufragenden Bäume waren höher als die Palastmauern, Dornenranken überwucherten die Wege, und das Unterholz war derart dicht, dass sich auf dem Waldboden eine Schicht aus verrottendem Laub und Moos gebildet hatte, auf der man leicht ausrutschen konnte. Hier floss der Kanal, der durch den Palast verlief, nahezu lautlos und so unergründlich tief, dass jedes Jahr mindestens eine Person im dunklen Wasser ihr Leben ließ. Da dies Daevabad war, erwies sich nicht allein die Natur als gefährlich. Die Palastmagie, die durch ihre Venen rann, hatte sich inmitten der schweigenden Bäume schon immer am gnadenlosesten erwiesen. Es war, als sei etwas Uraltes und Verletztes unter dem

Boden vergraben, das sich vom Blut und Leid der Jahrtausende ernährte.

Dementsprechend machte jeder, der nur etwas Verstand besaß, einen großen Bogen um diesen Teil des Gartens. In diesen Wäldern geschahen Dinge, die die Dschinn schlichtweg nicht verstanden. Eine zuvor dürre Katze war als Tiger mit gläsernen Zähnen und Schlangenschwanz wiederaufgetaucht. Die Schatten lösten sich angeblich vom Boden und verschluckten alle unaufmerksamen Wanderer. Um dieses Gebiet rankte sich eine Mischung aus Gerüchten und echter Magie, wobei sich die Grenze zwischen den Geschichten, die man erzählte, um Kinder in Angst und Schrecken zu versetzen, und den Dienern, die tatsächlich verschwanden, schwer bestimmten ließ.

Diese Geschichten hatten Manizheh jedoch niemals Angst eingejagt. Bis jetzt. Gut, sie war eine Nahid und die Magie des Palastes hatte ihr nie geschadet. Aber sie konnte sich nicht vorstellen, was ein Kind hierhergelockt haben sollte, und einen Augenblick lang fragte sie sich, ob dieses Geräusch nur ein Trick war, eine grausame, persönliche Peinigung.

Doch das tränenreiche Schluchzen hörte nicht auf, mochte es nun echt sein oder ein Trick. Zunehmend besorgt folgte sie dem Geräusch und rechnete schon beinahe damit, einen monströs großen Vogel vorzufinden, der diese Schreie ausstieß.

Allerdings stand sie kurz darauf nicht etwa vor einem Vogel. Vielmehr hielt sich unter einer gewaltigen Zeder, deren Wurzeln derart verworren waren, dass man schon sehr klein sein musste, um sich darunterzwängen zu können, ein Junge auf. Er lag zusammengekrümmt auf dem moosbedeckten Boden und drückte sich die Knie an die Brust, während sein ganzer Körper von Schluchzern geschüttelt wurde. Seine feine Kleidung fiel selbst in diesem schwachen Licht auf. An den Stellen, an denen seine Baumwoll-Dishdasha nicht mit Blättern oder Erde beschmutzt war, schimmerte sie so weiß, dass sie förmlich glänzte. Die Schärpe um seine Taille war aus Seide; Bronze und Indigo bildeten ein Muster auf kupferfarbenem Grund. Goldene Ringe an seinen Unterarmen und Ohren, Perlen um seinen Hals. So etwas trugen kleinen Jungen, die

draußen spielten, üblicherweise nicht – ganz gewiss nicht ihr Sohn, den man in selbst gesponnene Wolle und geflickte Mützen kleiden würde, während er die kalten Winter in Zariaspa ertrug.

Andererseits war der kleine Junge vor ihr auch nicht so wie die meisten anderen. Dies war der nächste Dschinn-König.

Allerdings verhielt er sich äußerst töricht. Denn man sah auf den ersten Blick, dass der junge Muntadhir al Qahtani allein und unbewaffnet war und somit gleich zwei Fehler auf einmal begangen hatte. Sie konnte sich nicht vorstellen, was den verhätschelten kleinen Prinzen dazu bewogen hatte, sich weinend im Dschungel zu verkriechen.

Kannst du das wirklich nicht? Schließlich war Manizheh selbst ein Königskind gewesen und hatte früh lernen müssen, ihre Gefühle zu verbergen. Im Palast waren Emotionen Schwächen, die andere ausnutzten, um einem zu schaden. Außerdem war Muntadhir nicht nur der Sohn des Königs, sondern entstammte auch einer Familie von Kriegern und einem Volk, das sich für seine Zähigkeit pries. Er war ganz gewiss alt genug, um zu wissen, was ihn erwartete, wenn er an einem Ort trauerte, an dem man ihn sehen konnte.

Allerdings würde er auch ganz gewiss von einer Schattenkreatur gefressen, wenn er sich noch lange hier draußen aufhielt, und auch das würde man den Nahid-Geschwistern ankreiden, daher trat Manizheh vor. »Friede sei mit dir, kleiner Prinz.«

Muntadhir schrak zusammen und hob ruckartig den Kopf. Er hatte gerade mal die feuchten Augen auf sie gerichtet, da riss er sie vor lauter Furcht auch schon weit auf. Rasch sprang er auf die Beine und wich zurück, bis er sich gegen den Baumstamm presste.

Manizheh hob die Hände. »Ich will dir nichts tun«, versicherte sie ihm sanft. »Aber das hier ist kein sicherer Ort.«

Der Prinz blinzelte nur. Er war ein wunderschönes Kind mit großen, leuchtenden grauen Augen und langen dunklen Wimpern. Ein Hauch von Rost schimmerte in seinen schwarzen Locken, die ihm in perfekten Wellen bis fast auf die Schultern fielen. Aus der Nähe konnte Manizheh erkennen, dass winzige Amulette aus sandgestrahltem Glas an seiner Kleidung angebracht waren. Eine Kette aus ähnlichen Materialien hing um seinen Hals, wobei die hellen

Glasperlen hier mit welchen aus Holz und Muscheln vermischt waren und einen Anhänger aus gehämmertem Kupfer umgaben. Dieser Anhänger war vermutlich gefüllt mit heiligen Versen, die man auf winzige Papierstreifen geschrieben hatte. Ein ländlicher Aberglaube, um den jungen Adligen vor allerlei Bösem zu schützen. Seine Mutter stammte aus einer kleinen Küstensiedlung, und wenngleich Manizheh Saffiyeh als scheu und ruhig empfunden hatte, so musste sie doch zugeben, dass sie ihren Sohn mit allem, was ihr zur Verfügung stand, zu beschützen versucht hatte.

Nun war sie tot. Muntadhir stand wie erstarrt da, als sei er ein Kaninchen im Angesicht eines Falken.

Manizheh kniete sich hin, um weniger bedrohlich zu wirken. Auch wenn die Dschinn das anders sahen, hätte sie doch nie einem Kind etwas zuleide getan. »Das mit deiner Mutter tut mir sehr leid, mein Kleiner.«

»Warum habt Ihr sie dann getötet?«, fuhr Muntadhir sie an. Er wischte sich die laufende Nase am Ärmel ab und fing erneut an zu weinen. »Sie hat Euch nie irgendwas getan. Sie war gut und freundlich ... Sie war meine Amma«, stieß er schluchzend hervor. »Ich brauche sie.«

»Das weiß ich und es tut mir schrecklich leid. Ich habe meine Mutter ebenfalls verloren, als ich noch sehr jung war.«

Wobei *verloren* eine auf schreckliche Weise zutreffende Bezeichnung war, denn Manizhehs Mutter gehörte zu den vielen Daeva, die unter der brutalen Regentschaft von Khader, Ghassans Vater, einfach verschwunden waren. »Und ich weiß, dass es dir jetzt unmöglich vorkommt, aber du wirst diesen Verlust überleben. Sie hätte sich gewünscht, dass du das schaffst. Hier gibt es viele, die dich lieben, und sie werden sich um dich kümmern.« Der letzte Teil fühlte sich für sie wie eine Lüge an oder jedenfalls nicht wie die ganze Wahrheit. Die traurige Tatsache war, dass man sich durchaus um den mutterlosen jungen Prinzen scharen würde, allerdings aus vielerlei ganz eigennützigen Gründen.

Muntadhir starnte sie einfach nur an und wirkte vollkommen verloren. »Warum habt Ihr sie umgebracht?«, flüsterte er noch einmal.